

Nr. 284. Bromberg, den 10. Dezember 1935

Am Brunnen vor dem Tore

ROMAN UM EIN LIED VON PAUL HAIN.

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Man muß ja was werden — ja. Von Liedern allein kann man nicht leben.

Die Lieder fliegen in den Wind, aber sie füllen nicht den Magen.

Und also muß man zuschaun, daß man erst mal ins Geldverdienen kommt. Also muß man sich wieder mit Ernst in die Gelehrsamkeit hineinknien.

Die Monate fliegen dahin. Die Zeit schnurrt ab.

Zwischendurch haben noch einmal die Kriegstrompeten plötzlich durch Deutschland geschmettert. Während in Wien ein Kongreß von hohen und höchsten Würdenträgern zusammengetreten ist — es ist Anno fünfzehn —, um über die Neugestaltung der europäischen Mitte zu konferieren, platzt wie eine Bombe die Nachricht in die Welt, daß Napoleon die Insel Elba heimlich verlassen hat und in Frankreich gelandet ist, um einen letzten, tollkühnen Versuch zur Rettung der Krone zu machen.

Es nützt ihm nichts.

Bei Waterloo und Belleallìance ist es endgültig zu Ende mit ihm. Nichts mehr von Krone und Thron. St. Helena wird sein Schicksal. Eine kleine Insel sein Reich bis an sein Lebensende.

Wilhelm Müller hat nicht mehr mitgemacht. Er lebt in seinen Büchern, in Dessau. Aber Adolf von Heyken ist mit Blücher mitmarschiert, wenn auch nicht so leichten Herzens wie noch vor Jahr und Tag. Denn zu Hause in Potsdam wartet eine Frau auf ihn. Sie heißt Annemarie und hat ihm einen Strauß Rosen an den Waffenrock gesteckt, als er mit seiner Kompanie auszog.

„Komm gesund wieder", hat sie ernst gesagt und beide Hände eine Weile still auf seiner Schulter ruhen lassen.

Man vergißt solche Worte nicht, und nicht dieses Gesicht. Es war so seltsam. Nie hat er ihre Augen so groß und rätselhaft auf sich ruhen gesehen.

Erst als er nach dem Feldzug — der Sommer ist schon fast vorbei — wieder zurückkommt, soll er erfahren, warum diese Augen so seltsam und rätselhaft waren.

Zu Hause in Potsdam ist sie nicht, als er ankommt. Das hübsche Haus sieht beinahe ganz verlassen aus. Aber die Beschließerin ist doch da, und sie hat sogar ein ungemein fröhliches Gesicht, als sie den Hauptmann begrüßt. Die Frau Gräfin? Oh, die wäre schon seit einiger Zeit in ihrer Heimat, auf dem Repkowhof. Hier sei es ihr allein zu langweilig geworden. Potsdam ohne Soldaten sei doch wie eine Verbannung, nicht wahr? Aber man erwarte den Herrn Hauptmann gewiß auch auf dem Repkowhof.

Der dreht sich um und rast wieder aus dem Haus und wirft sich auf den Gaul.

*

Ach ja — die Zeit schnurrt ab. Es ist gut, daß sie niemals stehen bleibt. Es gibt keinen besseren Medikus als die Zeit.

Da fährt denn also Annemarie Gräfin von Heyken ausgangs des Sommers nach dem Repkowhof zurück. Und wenn sie über die Felder und Wiesen blickt, so ist da etwas in den Augen, was wie Andacht und verhaltene Fröhlichkeit ist. Aber das kommt nicht von den Feldern und Wiesen der Heimat her, das kommt aus einem noch viel tieferen Quell. Aus dem klaren und frommen Quell aller ewigen Mütterlichkeit!

Und nun wohnt sie wieder in ihrem alten Giebelstübchen. Sie wollte kein andres haben. Hell strömt das Sonnenlicht durch das Fenster, und wenn sie hinausschaut, kann sie die Linde vor der Mauer sehen und den hochragenden Schwengel des Brunnens.

Dann geht wohl zuweilen ein versonnenes Lächeln über ihr Gesicht, wenn sie an das Seltsame und Wunderbare denkt, das nun — in all diesen Monaten — mit ihr geschieht. Seit dieses Wunderbare in ihr ist, ist sie auch nicht mehr einsam gewesen.

Oh, es ist schön, so am Fenster zu sitzen, in die liebe, vertraute Welt hinauszublicken und leise, leise den Herzschlag des neuen Wesens zu spüren, das da in ihr an die Pforten des Lebens pocht.

In einer winddurchwühlten Spätsommernacht ist es soweit.

Der Medikus Leopold Gisander und die Wehmutter sind an Annemaries Lager, und Frau Jutta sitzt nebenan und betet mit zuckenden Lippen, daß alles gut gehen möge. Sie hätte das gar nicht nötig, denn Annemarie ist ohne Angst, und die tiefe, innige Freude auf das Kommende läßt sie alle Schmerzen lächelnd überwinden und mit einer Selbstverständlichkeit, die den alten Medikus mit dem Alraunengesicht geradezu zu einem Beifallslachen zwingt. Und das will denn doch allerhand heißen. Und als dann das Neugeborene da ist, sagt er doch richtig:

„Vivat, Frau Annemarie! So leicht hat mir's noch keine gemacht! Ein Junge, ein strammer Soldatenjunge!"

Und Annemarie, trotzdem sie bleich wie das Leinen ist, auf dem sie liegt, lächelt selig und sieht beinahe selber wie ein Kind aus.

Frau Jutta, der alte Repkow — sie stehen da wie beschenkt, und während Frau Jutta allen Ernstes behauptet, das kleine Wesen, das noch puterrot von seinem ersten Schritt ins Leben aussieht, „ähnele auffallend dem Vater, aber die Augen seien ganz die von Annemarie" — dabei hält der knapp eine halbe Stunde alte Kerl die Augen fest mit den winzigen Fäusten geschlossen! — brummelt Repkow vergnügt:

„Na also, na also — nun is ja alles in bester Ordnung."

*

In dieser Nacht, da Annemarie noch matt im Bett liegt und keinen rechten Schlaf findet, kommt mit einemmal eine große, schöne Ruhe über sie. Ihre Rechte tastet zum Herzen hin.

Ganz still liegt sie.

Durch das Fenster schimmert etwas Mondlicht und kringelt über den Fußboden.

Das ist die Stunde, in der Annemarie weiß: Dies ist einer von den großen Feiertagen, von denen Wilhelm damals — wie lange ist es her? — gesagt hat, daß wir dann den Schrein unseres Herzens öffnen wollen für eine halbe Stunde, um die Erinnerung funkeln und den andern an dieser halben Stunde teilhaben zu lassen.

„Ich grüße dich, Wilhelm, wo du auch bist —!"

Ihr Blick liegt auf dem hellen Mondfleck. Und das ist nun, als funkle dort wirklich Erinnerung auf.

„Ich grüße dich, Wilhelm. Nun hebt meine Pflicht an."

*

Und es ist wirklich in dieser gleichen Nacht, daß in einem einfachen Stübchen in einer der winkligen Gassen Dessaus ein einsamer Mann vom Tisch aufsteht, an dem er bis jetzt über seinen Büchern gesessen hat, und unruhig zum Fenster tritt.

Das Examen liegt hinter ihm. Die Welt der Bücher wird sein Reich bleiben, und wenn er Glück hat, wird er in Kürze als Bibliothekar angestellt sein und sein Auskommen haben. Er wird in der Welt der Dichter leben — selber im tiefsten ein Dichter.

Eben hat er da wieder etwas aufgezeichnet gehabt.

Aber mitten im Satz ist er unruhig geworden.

Nun öffnet er das Fenster. Draußen ist stille, kühle, dunkle Nacht. Über den Spitzgiebeln der kleinen Stadt steht der Mond in vollem, runden Glanz.

Ein matter, kringelnder Silberfleck leuchtet, da die Gardine vom Fenster nun zurückgezogen ist, in die Stube, ein Windstoß löscht die Kerze auf dem Tisch aus.

Wilhelm Müller blickt unwillkürlich auf diesen magischen Fleck — der flirrt und kreiselt und tanzt beinahe — so sieht das aus.

„Annemarie —?" sagt der Einsame leise vor sich hin.

Und blickt dann zum Mond empor. Es ist der gleiche Mond, der um diese Stunde auch über dem Repkowhof leuchtet.

So steht er eine lange Weile am offenen Fenster.

„Ich grüße dich, Annemarie — ich grüße dich —"

Zwei Menschen feiern in dieser Nacht auf eine geheimnisvolle Weise für eine halbe Stunde wehmütige Erinnerung.

*

Das sind nun schöne, verträumte Stunden, diese ersten Tage, die Annemarie mit dem kleinen Wesen an ihrer Seite verbringt. Es ist ein Wunder, das kaum zu fassen ist. Und man kann dieses Wunder in die Arme nehmen, es leise hin- und herwiegen, ihm ins Ohr flüstern und kleine Lieder dabei singen, daß die Kinderaugen ordentlich aufstrahlen und der kleine Mund sich zu einem maßlos drolligen Lachen verzieht. Und man kann auch zu ihm sprechen wie zu einem Großen, und dann hört es ganz ernsthaft zu, und wenn's ihm zu ernst wird, schreit es! Jawohl, das tut es! Das tut es mit Vorliebe und äußert kräftigen Lungen! Und eigentlich ist auch das ein Vergnügen!

Und dieses Schreien ist es, das der Hauptmann von Heyken als erstes Geräusch — ihm vorerst völlig unbekannt — hört, als er verstört und ungestüm das Repkowhaus nach scharfem stundenlangem Ritt betritt.

Zum Teufel, was mag mit Annemarie sein? Warum hat die Beschließerin in Potsdam ein so fröhliches und komisches Gesicht gemacht, als er nach seiner Frau fragte?

Auch der Stalljunge hier hat ihn vorhin ziemlich dämlich angesehen, als er ihm den Gaul abnahm.

Schließlich dürfte man doch etwas mehr Interesse an der eigenen Person verlangen, wenn man gerade von einem Feldzug nach Hause kommt!

Da steht nun Frau Jutta in der Halle. Sie lacht ein wenig. Natürlich wissen sie doch alle, daß sein Regiment auf dem Heimmarsch war und in diesen Tagen wieder in der Heimatgarnison sein würde. Aber auch Frau Jutta sieht so — ja, so komisch aus, und da ist dieses Geschrei, das durch das ganze Haus tönt, ohne daß die verehrte Frau Schwiegermutter mit diesem geheimnisvollen Lächeln und Lachen aufhört. Nun kommt auch Herr von Repkow aus einer Tür — und auch der schmunzelt auf eine eigene Art und sagt bloß:

„Na, da bist du ja endlich wieder. Haben schon jeden Tag auf dich gewartet."

„Und Annemarie?" fragt Heyken fast wütend. „Warum hat sie selber denn keine Zeilen in Potsdam hinterlassen?"

„Ach, daran wird sie wohl nicht gedacht haben", sagt Repkow leichthin. „Es gab da nämlich wichtigere Sachen, weißt du?"

„Hm? Wichtiger — als meine Heimkehr?"

„Gott, wir wußten ja, daß du gesund auf dem Rückmarsch warst. Es gibt wirklich wichtigere Dinge —"

Ja, es besteht kein Zweifel, daß der gute Heyken keine Ahnung hat, was sich inzwischen zugetragen haben könnte. Das hat ja auch Annemarie schon behauptet.

„Was ist denn das nur für verdammtes Geschrei?" bricht es über Heykens Lippen. „Hört ihr denn das nicht?"

„Ach — das hören wir jeden Tag", sagte Repkow seelenruhig, „das hören wir überhaupt nicht mehr. Das ist so wie Musik — weißt du? Na, nu leg' endlich ab. Wasch' dich, verstaubt siehst du aus wie ein Wegelagerer — und dann kannst du ja Annemarie begrüßen —."

Zehn Minuten später steigt Adolf von Heyken die Treppe nach oben hinauf. Annemaries Zimmer. Das Geschrei hat aufgehört. Aber nun singt da hinter der Tür jemand ein Lied — Gott, was für ein komisches Lied — „Eia popeia — was raschelt im Stroh —"

Annemaries Stimme.

Er reißt die Tür auf.

Da sitzt Annemarie am Fenster — und hat irgendwas Strampelndes und Krähendes im Schoß — und — Herrgott — das ist doch wahr und wahrhaftig —

So schnell ist der gute Adolf von Heyken noch nie im Leben ein paar Schritte vorgestürzt.

„Annemarie — du — ein Junge —?"

Sie blickt zu ihm auf. Sie steht auf den Füßen — sie hält ihm das Kind hin, das ein ärgerliches Gesicht ob der Störung zieht.

„Unser Junge, Adolf", sagt sie.

Er steht in einer bebenden Ergriffenheit. Er umfaßt zart Annemaries Schultern, er beugt sich zu dem Kind —

„Der — war allerdings wichtiger —", murmelt er.

Und dann küßt er Annemarie sehr zart auf den Mund.

Einige Tage später ist die hochwichtige Sitzung, die als einzigen Punkt auf der Tagesordnung hat: Wie soll der Kronprinz heißen?

Eyke oder Adolf?

Nun — natürlich Adolf, wie?

Annemarie nickt lächelnd.

„Nennen wir ihn — Adolf — Wilhelm", sagt sie still.

Ein kleines Schweigen herrscht eine Weile. Dann nickt Frau Jutta. Dann nickt Eyke von Repkow. Und dann nickt auch Adolf von Heyken:

„Wie du willst, Annemarie. Also soll er Adolf Wilhelm heißen."

Er nimmt ihre Hand und zieht sie an die Lippen. —

*

Einige Wochen später ist Taufe auf dem Repkowhof.

Er riecht nach Gebratenem und Gebackenem durch das ganze Dorf. Er riecht nach Freude und Frieden und Fröhlichkeit. Kindtaufe im Winter —! Keine schönere, vergnügtere Abwechslung kann es im winterlichen Einerlei eines märkischen Dorfes geben!

Die Kirchenglocken läuten über das weiße Land.

„Hörst du's, Alter?" knistert es leise im vereisten Gezweig der Linde, die mit ihrem kahlen Astwerk den Brunnen überkront. Ein paar Krähen wiegen sich krächzend darin und blicken mit hungrigen und listigen Augen zum Repkowhof hinüber. Heute wird ja auch für sie dort einiges abfallen, was man nicht alle Tage in den Schnabel bekommt.

„Ich hör's —", antwortet es dumpf und fröstelnd aus dem Schacht. „Nun wird sie ja wohl Ruhe haben, die Annemarie —."

„Sie wird zufrieden sein, Alter. Wie schön die Glocken läuten, nicht wahr?"

„Taufglocken —", murmelt der Brunnen und schläft wieder ein.

(Fortsetzung folgt.)

Der Alte vom Kahlenberge.

Skizze von **Carl von Bremen.**

Ein Tag, noch ein Tag, dritter Tag — Jahre. In Süddeutschland, an einem Abhang auf dem Kahlenberge wohnt er. Peter Aaken, ein Fünfziger.

Vor ihm auf dem Tisch in der Stube liegen auf der Wachstuchplatte Bündel Zeitungen, Bücher, Schreibzeug. Sonst ist nichts im Raum außer Dämmerigkeit, Feuchte und Dunst vom Kochherd, von nassen Kleidern, Leder und Staub.

Der Häusler Peter Aaken beugt sich über einen Zettel Papier und rechnet, errechnet, ob es sich lohnt, das rote Kalb aufzuziehen, oder ob es vernünftiger sei, es zu verkaufen. So und so vieles spricht dafür, soviele Punkte dagegen. Und wenn er den Strich unter die Rechnung ziehen will, gerade dann, fallen ihm neue Punkte — sei es für, sei es gegen die Aufzucht ein.

Peter Aakens große Gestalt rückt immer näher zum Tisch hin. Die Lampe, Petroleumlicht, beleuchtet ihn, den geformten Kopf. Seine Augen wandern zu der dunklen Wand, zurück zum Tisch. Seine Hand reckt sich, hebt den Teekessel vom Haken, der über dem Lampenzylinder hängt, schenkt sich Tee ein in seine schwere irdene Tasse.

Unbeendet schiebt er den Zettel zur Seite, ergreift einen landwirtschaftlichen Kalender, sehr zerlesen. Nebelmond. Da steht die Arbeit verzeichnet, was jetzt zu tun sei auf den Äckern. Peter Aaken besitzt keinen Getreideschlag, nur Kartoffelland, den Kohlgarten, den Obsthang und Wiese. Es stünde besser, wenn er auch Korn auf seinem Grund und Boden anbauen könnte, daß heißt, wenn sein Land größer wäre! Fruchtbare Erde — statt der Geröllhalden. Die ewige Plage mit dem Obst. Das feuchte Haus.

In der Stube an dem Kleiderhaken hängen übereinander Uniformstücke, Mäntel, Drillich vom Sommer her. Unten: schwere Stiefel, Gamaschen, ein Kasten mit Nägeln. Eine Hacke lehnt dort, und auf den Fensterbrettern stapeln sich Bücher, dicke Bände und große Haufen vergilbten Papieres.

Peter Aaken steht auf, mit langsamer Sorgfalt faltet er ein paar Bogen zusammen und schiebt sie zu den anderen. Ohne auf- oder hinzusehen, zieht er eine Schublade im Tisch auf, holt ein Stück Brot hervor, schwarzes, mit der Kleie gebackenes, und trinkt dazu Tee. Mehr braucht er nicht. Er öffnet den Rockkragen der russischen Offizierslitewka, lehnt sich zurück, eben so weit, wie er vorher vorgeneigt saß, den Kopf jetzt an die Steinwand gelehnt.

Nur einen Augenblick. Dann: Papier zur Hand. Auf der Rückseite eines alten Aktenblattes setzt er seinen Brief auf. Eine landwirtschaftliche Bestellung. Auch das nimmt kein Ende. Immer wieder wird durchgestrichen, korrigiert. Jeder Brief soll doch vollkommen klar und formvollendet sein. So dauert dieser Brief lange.

Es wird draußen stockdunkel. Tagsüber hat es geregnet. Windstöße setzen ein. Äpfel fallen vom Stamm. Sie werden verderben. Gut für die Schweine — dafür gut genug.

Der Tagelöhner, der vor einer Woche wegging, hat ihn bestohlen. Peter Aaken hatte ihm mit Schuhen ausgeholfen. Der Knecht ging und nahm die Schnürschuhe mit, ließ seine zerfetzten zurück. Peter Aaken hebt einen dieser Stiefel hoch: die Naht ist zerrissen. Er beugt sich vor, klemmt den Schuh zwischen Brust und Tischplatte und näht.

Zeit zum Füttern des Viehes. Gerade sind Aakens eigene Schuhe getrocknet, sie sollen nicht wieder naß werden vor dem Morgen. Die des Knechtes an die Füße — hinaus!

Das Joch der Kuh muß geflickt werden. Die Kette löst der Mann vom Ring, um sie gleich heute noch zu bessern. Über dem Erdboden draußen leuchtet ein Licht. Obstdiebe. Er steigt langsam dahin. Zwei Gestalten, sie reden — ihn ekelt es. Er will rasch die letzten Schritte auf sie zuspringen, gleitet aus, die Kette rasselt. Ehe er sich erheben kann, ist die Laterne verschwunden, Körbe, Obst, die Kerle weg.

Kaltschmutzig kehrt er heim mit der Kette. Der Schuh, den er genäht hat, klafft, ist wieder aufgerissen beim Fall, der Zwirn war zu dünn.

In der Kammer nebenan, der Schlafkammer, sind Äpfel ringsum auf den Fußboden gebreitet, zum letzten Verkauf. Die Lampe glüht spärlich, es ist über Mitternacht. Peter Aaken sortiert das Obst. Die Kette läßt er liegen. Neben ihm das Feldbett. Nein, noch nicht schlafen. Dort liegt Zigarettenasche verstreut — von seinem Sohn. Er hat nicht das Geld zum Rauchen; wohl aber der Sohn.

Morgen früh muß er zur Stadt. Er hat vergessen, auf das Finanzamt zu gehen. Er wird Milch mitnehmen. Seine Frau wohnt in der Stadt mit den beiden Töchtern und dem Sohn. Sie hielten es nicht aus auf dem Kahlenberg. Die Kinder besuchten unten die Schule. Er wird ihnen die Milchkanne bringen, sie vor die Haustür stellen. Sie werden ja noch schlafen; sollen es auch! Und niemand wird es sehen.

Frau und Kinder wollen den Hof nicht haben, spotten: „Auf unserem Hof sieht es kraus aus . . .“

Ein Uhr fünfundvierzig. Aber noch findet er keine Zeit zum Schlafen. Seine Gedanken gleiten umher: vom glitschigen Hofplatz Holz in die Küche tragen, auf den Herd. Und Kleider ausspannen, ebenfalls zum Trocknen — und — die Stube richten.

Er greift mit der Hand nach dem Kopf. Könnte man diese Hirnschale abheben, damit der Schmerz entweicht. Aber Granatsplitter — —

Peter Aaken sitzt auf der Bank. Sucht den Entschluß, aufzustehen, in die modrige Kammer hinüberzustapfen. Ach was, vom Haken nimmt er Kleider als Kopfkissen, legt sich auf die schmale gelbgestrichene Bank schlafen. Im Dunkeln greift er noch einmal nach der Teetasse. — —

Peter von Aaken, deutschen Blutes in Estland geboren, mußte als russischer Artillerist in den Weltkrieg. Als die russische Front 1917 zusammenbrach, atmete er auf, kehrte in seine baltische Heimat zurück.

Wo sind die deutschen Brüder, die Vettern, die vielen Freunde? — Sie lagen eingekerkert, verhaftet von den roten Gardisten. Für ein paar Stunden verschwand Peter von Aaken. Dann streifte er, unkenntlich für alle, selbst als Bolschewik verkleidet durch die Straßen. Die Frauen der Freunde schraken zusammen, wenn er sie ansprach, im langen Soldatenmantel, der bis auf die Füße reichte, Schaffellmütze schief über der Stirn, in die eine graue Locke hineinhing. Er verhandelte im Hafen mit den Gefängniswärtern, lachte, rauchte mit ihnen, mit den Kommissaren, trug einen Leinensack auf dem Rücken und über der Schulter am Lederriemen den Karabiner mit dem Lauf nach unten gerichtet.

Und als der Zug mit den deutschen Geiseln nach Sibirien rollte, war Aaken dabei, mit Ausweisen des Schwedischen Roten Kreuzes, mit Papieren des Sowjetkomitees und — Geld.

Er sprach laut auf den Stationen vor den vereisten Schiebetüren der Güterwagen. Sie hörten drinnen, die gefangenen Freunde hörten seine Stimme, erfuhren, wohin sie rollten, und wußten sich begleitet.

Gefängnisse in Krasnojarsk — auch die umgab Peter von Aaken schützend.

Als dann endlich auf Grund des Brest-Litowsker Vertrages der Transport die Heimreise antrat, glücklich die baltische Heimat erreichte, — fehlte Peter von Aaken. Er wurde verfolgt, flüchtete, hielt sich in einem deutschen Kriegsgefangenenlager jenseits des Urals verborgen. Viel später, nach unendlichen Strapazen kam er zurück. Über die Grenze des Gebietes Ober-Ost. Und kam gerade recht, um wieder in den Krieg zu ziehen, in den Kampf der Republik Estland gegen die Sowjet-Union.

Da traf ihn der Granatsplitter in die Schädeldecke. Da wurde Peter von Aaken ausgelöscht. Der Offizier, der Jura studiert hatte, der die Bücher liebte und so gern lachte . . .

Im Sanatorium in Deutschland bringt er das zusammen: er will von vorne anfangen. Er kauft den Kahlenberg. Will Bauer werden. Heißt jetzt: Peter Aaken. Aber er ist nie Landwirt gewesen. Man übervorteilt ihn. Der Tagelöhner bestiehlt ihn. Und die Nachbarn nehmen ihn nicht ernst.

„Er braucht so schwere Worte, der Alte vom Kahlenberg“ — das ist alles, was sie von ihm wissen.

Die tapfere Künkelin.

Eine wahre Geschichte, erzählt von Alfred Semerau.

Anfangs Dezember 1688 drang der französische General Melac zu Ehren seines allerchristlichsten Königs Ludwig XIV. auch nach Württemberg vor und besetzte das wehrlose Land. Um Stuttgart vor Brand und Plünderung zu retten, übergab die Vormundschaftsregierung daselbst die festen Städte. Nur Schorndorf im Remstal, damals ebenfalls mit Wall und Graben befestigt und eine der bedeutendsten Städte des Herzogtums Württemberg, war noch übrig. Um die Franzosen auf ihr drohendes Verlangen auch in den Besitz dieser Stadt zu setzen und dadurch von ihren Gewalttaten im Lande abzuhalten, begaben sich im Auftrag der Stuttgarter Regierung einige Beamte nach Schorndorf, die mit dem Gemeinderat wegen Übergabe der Stadt an die Feinde unter milden Bedingungen verhandeln sollten.

Der wackere Kommandant, Oberst Günther Krumhar, war, obwohl er nicht über eine nennenswerte Truppenmacht verfügte, einem so schmählichen Handel durchaus abgeneigt. Aber Bürgermeister und Räte erwiesen sich einem Abkommen zugänglicher, da es ihnen Hab und Gut sichern sollte... und da ja doch ein längerer Widerstand nicht möglich erschien.

Als die Bürgermeisterin witterte, daß ihr Ehegemahl eines heldenhaften Entschlusses nicht fähig sein werde, faßte sie mit ihrem heißeren Blut selbst einen solchen und ließ, während der wohlweise Rat am vierzehnten Dezember morgens mit den Stuttgarter Herren im Stadthaussaal verhandelte, in aller Stille ein paar ihr als mutig bekannte Nachbarinnen und Gevatterinnen zu sich laden. Sofort und ohne viel weibliches Gerede wurde beschlossen, alle Weiber der Gemeinde aufzubieten, um vor das Rathaus zu ziehen und mit aller Kraft zu verhindern, daß die schwachmütige Obrigkeit „einem liederlichen Trüpplein Franzosen" die Ehre und die Habe der Stadt, wenn nicht gar auch die Ehre ihrer Weiber, schmählich überliefere. Blitzschnell wurde dies Aufgebot verbreitet, und bald war vor dem Hause der Bürgermeisterin eine Menge von erregten Frauen versammelt, zunächst wohl ältere und desto geeigneter für das große Werk. Sie waren gleich in Waffen erschienen, mit Ofen-, Heu- und Mistgabeln, Bratspießen, Besenstielen, Kunkeln, Küchen- und Stallgewehren, Hellebarden und Nachtwächterpartisanen . . .

Die Bürgermeisterin Anna Barbara Walch, siebenunddreißig Jahre alt, „klein, unansehnlich, aber äußerst tätig, mutvoll, gescheit und dabei angesehen", übernahm selbstverständlich den Oberbefehl und führte ihre Armee, stramm in Reih und Glied geordnet, zum Rathaus. Dort, so wird berichtet, versteckte sie sich erst hinter dem großen Kachelofen des Sitzungszimmers, um zu erlauschen, was die Herren berieten, und als sie sich überzeugt, daß ihre schlimme Befürchtung berechtigt sei, ließ sie zunächst ihren Mann herausrufen, um ihm zu erklären, daß sie ihn mit eigener Hand töten werde, wenn er die Stadt übergebe, und gleiches drohte sie dann im Saal allen verräterisch gesinnten Stadtvätern an.

Die Sache war für die versammelte Ratsweisheit und die Stuttgarter Herren keineswegs spaßig, denn die bewaffneten Frauen hatten das Stadthaus besetzt und hielten die ganze Obrigkeit kaltherzig zwei Tage und drei Nächte gefangen. Derweil waren unter dem weiblichen Oberkommando die Maßregeln zur Verteidigung getroffen, woran natürlich Oberst Krumhar mit Leib und Seele sich beteiligte. Die anrückenden Franzosen wurden rundweg abgewiesen, reitende Boten waren nach Ulm um Hilfe geschickt worden, und richtig kam sie auch. Die Franzosen zogen sich schleunigst zurück, und Schorndorf war gerettet.

Das verdankte es seinen mutigen Weibern, und ihr Verdienst war um so größer, als ihr Beispiel weithin wirkte, den Widerstandsgeist des Volkes im Lande belebte und die Massen zur Selbsthilfe gegen die Willkür des Feindes aufrief. Anna Barbara Walch hatte sich in erster Linie verdient gemacht; sie wurde auch gebührend in der Geschichte und der Dichtung gefeiert, und zwar als Frau Künkelin oder Künkele. Zur Zeit ihrer Heldentat aber war sie wie urkundlich erwiesen ist, mit dem Bürgermeister Walch verheiratet, und erst ein Jahr später, nach dem Tode ihres dreiundsechzigjährigen Mannes, gab ihr der Ratsherr Künkelin seine Hand und seinen Namen. Er wurde auch nach Walchs Tode Bürgermeister von Schorndorf. Seine berühmte Frau starb neunzig Jahre alt erst 1741, daher kannten ihre Zeitgenossen sie nur als die Künkelin.



Bunte Chronik



Eine Schule mit drei Schülern!

In der nordschottischen Grafschaft Sutherland gibt es die merkwürdigste Schule der Welt. Es ist ein kleines, aber recht hübsches und sauberes nagelneues Gebäude. Und das einzig Merkwürdige daran ist, daß diese Schule nur drei Schüler hat, die noch obendrein Geschwister sind. Jedes der drei Kinder besucht eine andere Klasse, und für jedes von ihnen wird ein voller Lehrplan aufrecht erhalten.

Vor mehreren Monaten wurde im britischen Parlament ein Beschluß gefaßt, wonach in Zukunft keinem Kinde mehr ein Schulweg von mehr als fünf Kilometern zugemutet werden dürfte. Im Anschluß an diesen Beschluß fand eine Überprüfung und Neueinteilung der Schulbezirke statt, und in allen Teilen des Landes entstanden, wo es nötig war, neue Schulen. Ein schwieriger Fall ergab sich allerdings bei der Lösung der Schulfrage für die drei Kinder eines schottischen Schafhirten, der in der Grafschaft Sutherland in tiefster Einsamkeit mit seiner Familie lebt. Die drei Kinder hatten nicht nur mehr als fünf Kilometer bis zur nächsten Schule, überhaupt bis zur nächsten menschlichen Ansiedlung zu gehen, sie hätten sogar nicht einmal mit 10 Kilometern Schulweg eine Schule erreicht. Da nun aber die Bestimmung einmal getroffen war und das Recht vor alles geht, hat die Regierung sich entschlossen, für die drei Kinder des schottischen Schafhirten eine eigene Schule zu bauen. Da unter den drei Kindern keine Zwillinge sind, sie auch in den Jahrgängen einander nicht unmittelbar folgen, so ist ein Unterricht in einer einzigen Klasse nicht möglich, sondern wird in drei verschiedenen Lehrstufen durchgeführt. Die drei kleinen Schüler dieser merkwürdigen Schule vertragen sich ausgezeichnet, und der Hirte ist außerordentlich stolz, daß der Staat für seine Kinder eine eigene Schule erbaut hat. Täglich kommt der Lehrer aus der nächsten Stadt mit dem Rad die erhebliche Strecke herüber, um die drei Schüler zu unterrichten.



Lustige Ecke





„Haben die Fische angebissen?"
„Nee, das ist von heute früh, als ich mich rasierte!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.